



Irene Hannon

Der Leuchtturm von Hope Harbor

361 Seiten, Buch, Paperback

Format: 13,5 x 20,5 cm

Bestellnummer: 332125

ISBN: 978-3-96362-125-3

Erschienen im Januar 2020

Als es plötzlich an ihrer Haustür klingelte, zuckten Marci Webers Finger auf der Zahnpastatube so sehr zusammen, dass ein minzgrüner Strahl auf ihren Badezimmerspiegel spritzte. Wer konnte so spät noch etwas von ihr wollen? Nach acht Uhr abends kam in Hope Harbor niemand mehr zu Besuch. Und schon gar nicht um Viertel nach zehn.

Mit rasendem Puls legte sie die Tube auf den Waschbeckenrand und ignorierte die gewellte Zahnpastaspur, die sich über die Armatur zog und im Waschbecken zusammenlief.

Die feuchten Handflächen rieb sie sich an ihrem Nachthemd ab. Dann schlich sie aus dem Badezimmer durch den Flur in ihr dunkles Schlafzimmer, wo sie an den Rand des Fensters trat und in die Nacht hinausspähte.

Vergeblich.

Bei dem Gedanken, nach unten zu gehen, um besser sehen zu können, verstärkte sich das ungute Grummeln in ihrem Bauch noch. Das war aufgrund ihrer früheren Erfahrungen auch nicht überraschend.

Es klingelte erneut. Sie musste etwas unternehmen.

Hastig eilte sie zu ihrem Nachttisch, holte das Pfefferspray aus der Schublade und nahm ihr Handy aus der Ladestation, um sofort die Polizei anrufen zu können, während sie zum Fenster zurückschlich und spürte, wie ihr Herz heftig schlug.

Atme, Marci. Du bist in Hope Harbor. Hier passiert normalerweise nichts Schlimmes. Der Teenager, der sich letztes Jahr einen Spaß daraus gemacht hat, das Eigentum fremder Menschen zu zerstören, wurde gefasst und seitdem gab es keine ernsthaften Zwischenfälle mehr. Du reagierst über.

Das stimmte.

Trotzdem verkrampfte sich ihr Griff um das Handy, während sie darauf wartete, dass ihr nächtlicher Besucher die Veranda

verließ und wieder verschwand.

Was sollte er mit der Katze machen, die auf dem Baum festsaß, wenn niemand die Tür öffnete?

Ben stemmte die Fäuste in die Seiten und runzelte die Stirn. Im ersten Stockwerk brannte Licht. Es musste also jemand zu Hause sein.

Aber scheinbar hatte es keinen Sinn, auf Hilfe von den Bewohnern dieses typischen Küstenhäuschens zu hoffen, und so verließ er mit einem verärgerten Seufzen die Veranda. Ein mitleiderregendes Miauen begrüßte ihn, als er um das Haus herum zu dem Baum ging und das Licht seiner Taschenlampe auf die Katze richtete, die ihn mit bernsteinfarbenen Augen anschaute.

Wenn die Katze keine blutende Pfote hätte, würde er einfach weitergehen. Katzen kamen vielleicht leichter auf einen Baum hinauf als wieder nach unten, aber normalerweise trieb sie der Hunger, sich selbst zu helfen.

Außer sie waren verletzt oder hatten Angst.

Und auf die Katze, die mit mitleiderregender Miene auf diesem Baum saß, traf beides zu.

Ben betrachtete den Stamm des Hartholzbaumes, der unten keine Äste hatte. Er konnte also unmöglich hochklettern. Außerdem würde er der Katze damit womöglich noch mehr Angst einjagen.

Ratlos blickte er sich im Garten um. In dem verwitterten Gartenschuppen würde er vielleicht ein paar brauchbare Geräte finden.

Er ging auf die Hütte zu und legte die Hand auf den Griff. Sie war unverschlossen.

Er machte die Taschenlampe an und bewegte den Lichtstrahl durch den Raum. Eine zwei Meter hohe Leiter. Ein Besen. Eine Schnur.

Das könnte helfen.

Er zog seinen Strickpullover aus, wickelte ihn um die Borsten des Besens und befestigte ihn daran mit der Schnur. Dann schulterte er die Leiter und kehrte zu dem Baum zurück.

»Durchhalten, Kätzchen! Ich hole dich vom Baum und verarzte deine verletzte Pfote«, sagte er in einem beruhigenden Tonfall, während er die Leiter an den Baum lehnte. Diesen Tonfall hatte er bei verletzten, verängstigten Kindern benutzt, die er behandelt hatte und die nur seinen Tonfall, aber nicht seine Sprache verstanden hatten. Diese Kinder waren Opfer eines grausamen Krieges geworden, der vor niemandem Halt machte.

Nachdem er getestet hatte, ob ihn die Leiter trug, kletterte er bis zur zweithöchsten Sprosse hinauf, hob den Besen über seinen Kopf und stupste die Katze mit dem Besen, den er mit seinem Pullover ausgepolstert hatte, vorsichtig an. Die Katze schwankte ein wenig und umklammerte den Pullover, um sich festzuhalten.

Ben ahmte die Rettungstechnik nach, die er bei einem Freund gesehen hatte, und bewegte den Besen langsam vom Baum weg. Die Katze krallte sich zunächst nur mit den Vorderpfoten an dem Pullover fest. Als der Abstand zwischen Baum und Besen immer breiter wurde, umklammerte das Tier den Pullover mit allen vier Pfoten.

Als das Tier sich am Besen festkrallte, ließ Ben den Stiel durch seine Finger nach unten gleiten und packte die Katze sanft am Nacken. Er ließ den Besen fallen, hielt die Katze in seiner Armbeuge und kletterte vorsichtig Sprosse für Sprosse von der Leiter.

Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, drehte er sich um. In diesem Moment wurde er von einem grellen Lichtstrahl geblendet.

»Was soll das?« Er ließ die Katze los und hob die Hand, um seine Augen vor dem grellen Licht abzuschirmen.

Offenbar gefiel der Katze das plötzliche Licht genauso wenig

wie ihm. Mit einem durch Mark und Bein gehenden Kreischen fuhr sie mit ihren Krallen über seinen Unterarm, riss sich von ihm los, sprang auf die Erde und verschwand in der Dunkelheit.

»Halten Sie Ihre Hände so, dass ich sie sehen kann, während ich mit Ihnen spreche. Ich bin Officer Jim Gleason von der Polizei in Hope Harbor«, hörte er eine Stimme aus der Dunkelheit.

Ben kniff wegen des grellen Lichts die Augen zusammen und sah, wie eine Blutspur über seinen Unterarm lief. Er kam sich vor, als wäre er im falschen Film.

Wie hatte so schnell so viel schief laufen können?

Seit dem Moment, in dem er die Nachricht bekommen hatte, dass sein Großvater gestorben war, hatte er gewusst, dass diese Fahrt schwer werden würde. Aber seine ersten acht Stunden in Hope Harbor übertrafen seine kühnsten Befürchtungen noch.

Es war schon genug, dass er einen Leuchtturm geerbt hatte. Nun war er noch von einer Katze verletzt worden und ins Visier der Polizei geraten.

Dieser Aufenthalt in Hope Harbor nahm immer groteskere Züge an.

»Seine Geschichte stimmt, Marci. Wir können ihn wegen unbefugten Betretens Ihres Grundstücks belangen, wenn Sie wollen, aber ...« Officer Gleason zuckte mit den Schultern. Er brauchte seinen Satz nicht zu beenden. Sie wusste auch so, was er dachte.

Aber es wäre ziemlich gemein, einen Mann anzuzeigen, der in die Stadt gekommen ist, um seinen Großvater zu beerdigen, und der verletzt wurde, als er ein hilfloses Tier retten wollte. Marci hatte sich im Schatten der Haustür verschanzt und warf einen Blick auf den großen, schlanken Mann in ihrem Garten. Wie erstarrt stand er im Licht der Laternen da und hatte einen

zerrissenen Pullover in der Hand. Sein dunkles Haar glänzte vom Nieselregen. Obwohl sie seine Gesichtszüge nicht genau sah, war seine Blässe nicht zu verkennen.

Das Gesicht des Mannes war genauso weiß und angespannt wie ihres. Wie ein Übeltäter sah er ganz und gar nicht aus. Eher wie jemand, der in einem Alptraum gefangen war.

»Was soll ich machen, Marci?« Der Polizist stellte seinen Jackenkragen auf, da der Nieselregen stärker wurde.

Sie zögerte. Wenn die Geschichte stimmte, die der Mann erzählt hatte, war er eher ein Katzenretter als ein Einbrecher.

»Sind Sie sicher, dass seine Angaben stimmen?«

»Ich habe seinen Personalausweis überprüft und Eric hat bestätigt, dass er heute Nachmittag bei ihm in der Kanzlei war. Außerdem hat er einen frischen Kratzer am Arm. Ich habe die Katze zwar nur kurz gesehen, bevor sie in der Dunkelheit verschwand, aber ich habe sie kreischen gehört. Das alles belegt seine Geschichte.«

Ja, das stimmte. Annabelle saß alle paar Tage auf diesem Baum und kam nicht mehr runter. Marci hatte die Katze selbst mehrmals aus ähnlichen Situationen gerettet, bis sie irgendwann begriffen hatte, dass Mrs Schroeders Katze trotz ihrer mitleiderregenden Hilferufe sehr wohl in der Lage war, selbst vom Baum zu kommen.

Aber der Fremde in ihrem Garten konnte das schließlich nicht wissen.

»Okay. Lassen Sie ihn gehen. Es tut mir leid, dass ich Ihnen solche Umstände gemacht habe.«

»Kein Problem. Dafür sind wir da.« Er tippte an seinen Hut.

»Ich sage ihm, dass er gehen kann.«

Der Polizist wollte sich schon abwenden, aber Marci hielt ihn am Arm fest. »Hat er gesagt, warum er so spät abends hier oben ist?«

»Ja. Wegen seinem Jetlag konnte er nicht schlafen. Deshalb ist er spazieren gegangen. Er kommt aus dem Nahen Osten und

ist heute mit dem Flieger hier angekommen. Können Sie sich vorstellen, wie viele Zeitzonen er durchquert hat?«

Sie fügte die Informationen zusammen.

Naher Osten.

Beerdigung seines Großvaters.

Mitleid mit einem verletzten Tier.

Ohne den Mann, der immer noch Abstand hielt, aus den Augen zu lassen, senkte Marci die Stimme und beugte sich zu Jim. »Ist das etwa der Enkelsohn von Ned Garrison?«

»Ja.«

Ihr Magen zog sich zusammen.

Sie hatte die Polizei auf den Militärarzt angesetzt, den Ned immer in den höchsten Tönen gelobt hatte. Den Arzt, der jahrelang an der Front gedient und tapfere Soldatinnen und Soldaten wieder zusammengeflickt hatte und dem man Tapferkeitsmedaillen verliehen hatte.

Major Ben Garrison verdiente etwas Besseres als den Empfang, den sie ihm bereitet hatte.

»Ich, ähm, denke, ich muss mich bei ihm entschuldigen.«